



# Nahaufnahme Amerika

Veronika Oleksyn, eine Amerikanerin mit österreichischen Wurzeln, lebt in Washington. Sie erzählt von den weniger bekannten Seiten der Regierungstadt und von den Herausforderungen, vor denen Amerika heute steht.

TEXT: Romana Klär // FOTOS: Yuri Gripas

**E**in leises Brummen liegt über Washington D. C. Wieder einmal sind Hubschrauber unterwegs. Sie wachen von der Luft aus über die Sicherheit honoriger Staatsgäste und der eigenen Leute, die an den Hebeln der Weltmacht Nummer eins sitzen. Die Hauptstadt der USA zählt gerade einmal 600.000 EinwohnerInnen, Wolkenkratzer gibt es nicht. Auch auf den Straßen, wo sich wochentags hauptsächlich TouristInnen zu Fuß rund um das Kapitol – das Symbol für Demokratie schlechthin – bewegen, oder in den zahlreichen Museen, wo sich Interessierte gratis tummeln können,

ist es eher ruhig. Verwaltungsgebäude um Verwaltungsgebäude, der Oberste Gerichtshof und zuallererst das Weiße Haus, der Amts- und Wohnsitz von Präsident Barack Obama, locken jedes Jahr nicht nur Millionen neugierige PatriotInnen aus den amerikanischen Bundesstaaten an. Washington ist die Arbeitsstadt schlechthin für aktive und angehende PolitikerInnen und für MeinungsmacherInnen. Hier startet der Nachwuchs alteingesessener Polit-Familien genauso durch wie TopstudentInnen aus der Provinz. Diese beginnen mitunter als Praktikantin eines Abgeordneten oder als Aktivistin bei einer NGO, um wenige Jahre später innen- und außenpolitische Themen für den Präsidenten zu analysieren. Einfluss gewinnen, mitreden und womöglich mitregieren heißt ihr American Dream. Es ist der Traum, zügig vorwärtszukommen, auch zu einem hohen Preis: Wohnen in Washington ist teuer, die Freizeit knapp, das private Vergnügen häufig hintangestellt.

## ARBEITSINTENSIVE JAHRE

„Diese Leute arbeiten wahnsinnig viel. Sie haben hier aber auch gute Chancen“, erzählt



Veronika Oleksyn, Amerikanerin mit einer österreichischen Mutter und einem Vater, der aus Chicago kommt. Die 35-Jährige ist in den USA, Asien und Europa aufgewachsen und arbeitet für eine französische Nachrichtenagentur in Washington. Die „Staffers“, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Regierungsbüros, so erzählt Veronika, brüten tagtäglich über Papieren zur Einwanderung und zu sozialer Gerechtigkeit. Sie debattieren über Bedrohungsszenarien durch Internetangriffe aus Fernost, über den „Krieg gegen den Terror“ sowie die unbedingte Wahrung der Freiheit jedes und jeder Einzelnen. Sie schärfen ihre politische Rhetorik in Gesprächen mit FreundInnen oder FeindInnen der Waffenlobby. Um den Kopf danach wieder freizubekommen, hilft es, ein paar Runden durchs Wohnviertel zu drehen, wo man schmale Häuser im viktorianischen Stil um 700.000 Dollar aufwärts oder ein Zweiraumappartement um 600.000 Dollar kaufen kann. Wie am Logan Circle, in einem historischen Teil der Stadt, in dem auch Veronika Oleksyn zu Hause ist. Den Wocheneinkauf erledigt sie am liebsten im „Whole Foods“. „Wir sagen scherzhaft auch Whole Paycheck

– gesamter Gehaltsscheck – dazu, weil man in diesem Geschäft richtig viel Geld lassen kann“, erzählt Veronika. Wer es sich leisten kann, macht mit beim Trend, gesunde Lebensmittel in den Kühlschrank zu packen, und will das Gefühl, fair konsumiert zu haben, voll auskosten. Tatsächlich beginnt es im Whole Foods am späten Nachmittag zu „wurlen“: Dezent gekleidete Endzwanzigerinnen, offensichtlich gut trainierte Männer, schwule Pärchen sowie vereinzelte Familienväter füllen ihre Einkaufswagen mit Bio-Obst, französischem Baguette, Schokolade aus der Schweiz, Sauerkraut aus Deutschland, Bier und Wein von überall. Eine Theke mit Salaten und frisch gebratener und dicht aneinandergereihter Biohenderln in Warmhaltebeuteln stillen die Bedürfnisse von Singles und kinderlosen Doppelverdienern gleichermaßen.

Der Abend bleibt häufig für das Netzwerken mit KollegInnen oder neuen Gesichtern in der Stadt reserviert, weiß Veronika, die seit ihrem Uni-Abschluss in Chicago etliche arbeitsintensive Jahre in der amerikanischen Hauptstadt hinter sich hat. Aber auch in Paris, wo sie ihre Sprachkenntnisse perfektioniert, und in Wien, wo sie ihren Mann Marcus, einen Österreicher, kennengelernt hat. Veronika liebt Europa, aber in die USA und zu ihren FreundInnen dort zieht es sie immer wieder zurück. Was ihr gefällt: „Dass man in Amerika den eingeschlagenen Weg, die Karriere, auch wechseln kann. Du musst hier dein Leben nicht nur auf einer Schiene verbringen.“

#### MITTELSCHICHT STÄRKEN

So wie sich die Bildungs- und Politikelite in Washington ein Weiterkommen wünscht, bedeutet der amerikanische Traum auch für die breite Masse, stetig vorwärtszukommen. Doch das ist schwerer geworden. Präsident Barack Obama sagt, die Politik müsse etwas dafür tun, dass sich die amerikanische Mittelschicht wieder hinaufarbeiten kann. Dazu zähle auch, wieder mehr in Amerika zu produzieren, nicht alle Fertigungen und damit Fertigkeiten nach China auszulagern. „Früher gab es die Idee, dass man arbeitet und man damit auch etwas erreicht. Heute halten sich viele Leute mit zwei Jobs gerade einmal über Wasser“, erzählt Veronika.

„Obama gibt sein Bestes, aber er kann nicht alleine regieren. Er braucht den Kongress.“ Und dort werden alle Vorhaben mehr oder weniger blockiert. Sagt einer A, sagt der Kontrahent wie automatisch B. Beim Volk kommt die- >>



**Veronika Oleksyn hat einen amerikanischen Pass, eine Kärntner Mutter und einen Vater mit ukrainischen Wurzeln, der aus Chicago kommt. Sie hat „Welt der Frau“-Mitarbeiterin Romana Klär ihr Amerika mit allen aktuellen Facetten gezeigt.**



Veronika Oleksyn vor dem Kapitol in Washington, das für Freiheit und Demokratie steht. Lebensumstände, die auch diese Migrantinnen suchen.

## *Du musst hier dein Leben nicht nur auf einer Schiene verbringen.*

Veronika Oleksyn

>> se Sturheit gar nicht gut an: Einer Umfrage zufolge haben Zahnwurzelbehandlungen, Darmspiegelungen und Kakerlaken derzeit ein besseres Image als der Kongress. BeraterInnen hätten dem Präsidenten eine „Charmeoffensive“ empfohlen – gemeint ist damit, dass er noch mehr auf der persönlichen Ebene auf seine HerausforderInnen zugehen soll.

### **KINDER: IM KUGELHAGEL**

Ein Thema, das den Präsidenten reizt und die Gesellschaft spaltet, ist das in vielen Bundesstaaten der USA geltende Recht, eine Waffe zu tragen. Für die einen geht das zu weit, weil Schusswaffen in Amerika nahezu ohne Einschränkung erwerbbar sind. Für die anderen ist genau das aber Ausdruck der verfassungsmäßig garantierten Freiheit. Spätestens seit dem Amoklauf in einer Grundschule in Newtown, bei dem im Dezember vergangenen Jahres 20 Volksschulkinder getötet wurden, gehen die Wogen auf beiden Seiten hoch. In Großstädten wie Chicago gehören Schießereien zur Tagesordnung, und Eltern sorgen sich oft, dass ihre

Kinder von verirrtten Kugeln getroffen werden oder zufällig in Streitereien geraten könnten, die in Schusswechseln ausarten. „Es geht ja nicht nur um die Möglichkeit, Waffen zu besitzen“, meint Carolyne Fincher\*, eine 57-jährige Lehrerin aus Louisiana. Die Kinder, die sie im Mittleren Westen der USA unterrichtet, sind genauso alt, wie die getöteten Buben und Mädchen in Newtown es waren. „Wir müssen über den Werteverfall in unserer Gesellschaft nachdenken“, klagt sie. „Über die Gewalt allerorts, die als normal angesehen wird.“

### **SICHTBARE ARMUT**

Im Dunkeln alleine nach Hause gehen möchte die weit gereiste und gar nicht schreckhafte Veronika Oleksyn auch in den guten Gegenden in Washington nicht. „Man kann im Internet nachsehen, was sich im Viertel getan hat.“ Überfälle häufen sich. Die Zahl der Bitterarmen ist hoch. Oft sind es Schwarze, immer noch benachteiligt, die in den Parks auf mobile Suppenküchen warten. Frauen, die einem ihren Becher mit der Bitte um Münzen entgegenstrecken. Männer, die in Afghanistan oder im Irak gekämpft haben. „Ich komme öfter ins Gespräch mit Obdachlosen. Es ist in den USA leicht, durch das soziale Netz zu fallen“, sagt Veronika. „Unterstützung gibt es meist nur eine begrenzte Zeit. Die Idee dahinter ist, dass sich danach Nichtregierungsorganisationen um die

Leute kümmern sollen. Das funktioniert aber nur zum Teil.“

Und dennoch: „Freedom!“ Freiheit, keine Einmischung des Staates, das rufen nicht nur jene, die auf der Butterseite der Brotscheibe gelandet sind. „Das wäre zu einfach. Viele sehen ihre Unabhängigkeit als Teil der amerikanischen Mentalität“, ist Veronika überzeugt.

Freiheit, Befreiung von psychischem Dauerdruck wünschen sich dagegen jene ImmigrantInnen, die schon als Kinder mit ihren Eltern illegal in die USA gekommen sind und die ohne Dokumente jetzt von Ausweisung bedroht sind. Sie nennen sich „Dreamer“ (Träumer), haben oft studiert und sind von „echten“ AmerikanerInnen nicht wirklich zu unterscheiden.

#### IMMIGRANTEN: KAUM RECHTE

Elf Millionen illegale EinwanderInnen leben in den USA. Der weitaus größte Teil von ihnen zählt zu den Hispanics, also MexikanerInnen und SüdamerikanerInnen. Sie stellen mit 50 Millionen die größte Minderheit im Land. 71 Prozent von ihnen haben zuletzt Obama gewählt. Das stößt dessen GegnerInnen, den RepublikanerInnen, sauer auf. Auch sie wollen diese wichtige Gruppe für ihre Anliegen gewinnen. Für manche Dreamer ist das ein Hoffnungsschimmer, dass bei der Reform der Einwanderungsgesetze in ihrem Sinne etwas weitergeht. Lizbeth Mateo ist skeptisch: Es gehe immer um schärfere Grenzkontrollen. „Politiker vergeuden viel Zeit und Energie für diese Themen, anstatt sich um die wahren Bedürfnisse der Betroffenen zu kümmern“, meint die junge Frau. Sie hätten damals alles für Lizbeth getan, als sie von Mexiko kommend durch die Wüste mussten, kaum mehr Wasser hatten und auf Steinen schliefen. Laufen. Verstecken. Leise sein, sich in der Wüste hinter Büsche kauern, um nicht entdeckt zu werden – an das erinnert sie sich gut. „Zuerst wohnten wir im Haus ei-

**Lizbeth Mateo kam in den 1990er-Jahren als Teenager mit ihren Eltern ohne Einreisegenehmigung in die USA.**



**In Washington treffen Menschen, deren Karriere gerade steil nach oben geht, auf jene, die ganz am Boden sind.**



nes Verwandten, der eine Aufenthaltsgenehmigung hatte. Dann mit anderen Illegalen zusammen. So viele Leute wie nur möglich, in ein Zimmer gesteckt“, erzählt Lizbeth. „Meine Eltern sagten, ich soll mir keine Sorgen machen. Nur lernen. Das sei das Einzige, was zählt.“ Zur Schule und aufs College gehen durfte sie. Dann wollte sie bleiben. Eine Wohnung unter eigenem Namen würde sie gern mieten, ein Auto lenken. Alles das darf sie nicht, auch nicht offiziell arbeiten. Doch sie lebt in Washington. Im Zentrum der Macht. Und sollte sich bald etwas zu ihren Gunsten drehen, wird Lizbeth wohl eine der Ersten sein, die dem Arbeits- und Lebensstil der erfolgreichen 30-Jährigen in der amerikanischen Hauptstadt entspricht.

\* Name geändert

✱



## US-Präsident Barack Obama: Viel zu tun in der zweiten Amtszeit

Obama muss sich in seiner zweiten Amtszeit großen Herausforderungen stellen: Er will investieren, um die Mittelschicht zu stärken. Er will den Verkauf von Waffen strenger kontrollieren und das hohe Potenzial von Millionen illegalen ImmigrantInnen nützen. Weltweit mitmischen wird die Supermacht USA auch weiterhin – aber weniger laut, mehr aus dem Hintergrund heraus. „Leading from behind“, so lautet das Motto. Obamas politische GegnerInnen, die RepublikanerInnen, blockieren im amerikanischen Kongress viele seiner Vorhaben. Sie stehen für einen strikten Sparkurs und wollen so wenig staatliche Einmischung wie nur möglich. Dieses Kräftemessen lähmt die Politik in Washington und geht den US-BürgerInnen zunehmend auf die Nerven.